

Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 20

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 20 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

15. Mai 1937

Pfingsten

Von Emil Hügli

Mißachtet von der Menschenwelt
trotz heiligstem Bestreben,
von Not und Hohn und Haß umstellt,
dem Schicksal preisgegeben,
bedrängt von mancherlei Gefahr,
doch stehend treu zusammen,
erfuhr dereinst der Jünger Schar
die Macht der Geistesflammen.

Aus schmerzlicher Erniedrigung
hob sie fein stürmisch Wehen
empor zu höchster Läuterung
und pfingstlichem Verstehen:
„Verloren ist zu keiner Frist
ein heilig hohes Wagen,
es wird, was groß und edel ist,
auch edle Früchte tragen!“

Und wie die Blüte muß verblühen,
soll sich die Frucht gestalten,
so muß nach redlichem Bemühen
das Gute sich entfalten;
drum, Schöpfergeist, mit Liebestraft
durchflamm' selbst den Geringsten
und heb' uns aus des Niedern Haft
empor, du Geist der Pfingsten.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

20

Jorinde legte den Brief auf das kleine Tischchen neben ihrem Ruhebett. Fenster und Läden waren um der Hitze willen fest geschlossen. Im Haus regte sich nichts, von außen drang kein Laut herein. Es war kühl, dunkel und angenehm im Zimmer. Aber der Brief, der störte Ruhe und Stille, und sprach laut von traurigen Dingen. Arme May, armes dummes Geschöpf, da weine ich um dich, und es nützt rein nichts. Ebenso gut könnte ich laut lachen.

Meine Großmama hatte ein Balladenbuch — 1856 stand vorne drin — da sind solche Geschichten und Ereignisse geschildert. Da konnte man lesen, wie eine Entführung vor sich ging, und May und ich haben oftmals darüber gelacht und für die Zeichnungen nicht Worte des Spottes genug gefunden. Und nun geht May hin und spielt selbst eine solche Ballade. Und den Kerl könnte ich geradezu erwürgen.

Daß man den nicht verklagen kann. Das Gesetz hilft ja nie vorher, und wenn es noch so dringend notwendig wäre. Wenn einer nicht Leute totschießt, oder ein Verrückter nicht sein Messer Frau und Kindern in den Rücken sticht, so tut es keinen Wank.

Ich weiß das genau, denn wir haben es erlebt bei unserer Wäscherin, die ihren Mann ins Irrenhaus bringen wollte. Aber nein, erst als man in seinem Bett ein Messer fand, und er drohte, groß und klein zu erstechen, erst da wurde er endlich aufgenommen. Und es wundert mich noch, daß man nicht noch einen Tag länger gewartet hat, und man eine neue Mordtat zu beklagen gehabt hätte. Die Irrenhäuser seien zu voll, hieß es. Zum Totlachen. Man kann ja neue bauen.

Ach, das ist ja Papas Brief. Papa und Mama schreiben mir immer einzeln, damit ich eine doppelte Freude habe. Wegen zwanzig Centimes lohnt es sich ja wirklich, jemand eine Freude zu machen. Die meisten Freuden sind teurer. Soll ich Papas Brief zuerst lesen und dann den von May, um gewappnet zu sein, oder den von May zuerst und Papas Brief als Trost und Auferbauung hernach?

Conrad Steffen an Jorinde.

Liebes Töchterchen, lange wird der Brief nicht werden. Das Sanatorium ist voll von Kranken; wir sind sehr beschäftigt. Aber dir will ich einen Rat geben: Denke daran, daß mor-

gen schon dich das Schlimme von heute weniger schlimm deucht, und daß du in einer Woche schon vieles vergessen haben wirst. Nimm an, die Woche sei vorbei, und beginne dich heute schon zu erholen. Ueber das Maß hinaus trauern ist nicht gut. Ich traue dir das übrigens gar nicht zu, und bin sehr froh, daß du keine Gans bist, wie diese May. Wie du immer sagst: Ein Schneef hätte das ja merken müssen, was das für ein Kerl ist.

Jorinde, höre, ich werde dich unter allen Umständen den Mann heiraten lassen, den du heiraten willst. Ich werde dir abraten, wenn's sein muß. Ich werde Vernunft ins Feld führen, und dir die Folgen einer dummen Heirat vor Augen führen. Aber zwingen werde ich dich nie. Erstens bin ich dagegen. Und zweitens kenne ich die mir geschenkte Tochter! Ich nehme an, daß solcher Leichtfinn und solches blöde Vertrauen, geboren aus Unwissenheit und Mangel an Menschenkenntnis, dich verhindern wird, dich in einen Leichtfuß, Schwindler oder gesotenen Egoisten zu verlieben. Viel Geist ist eine gute Gabe. Güte eine bessere. Beides wäre ideal, wenn es nicht so oft Wunsch und Begriff bliebe.

May ist verloren für das gesellschaftliche Leben, in dem ihre Eltern eine nur allzu große Rolle gespielt haben. Von einer Heirat nach ihrem Sinn wird keine Rede mehr sein. Von dem Geringsten sich den Rücken zukehren lassen müssen, ist eine harte Sache. Es gibt Menschen, die es fertigbringen, sich darüber hinwegzusetzen, sogar solche, die die andern zwingen, ihnen wiederum Achtung zu zollen. Aber das sind andere Leute von Anfang an, keine Gänse. Armes Ding! Wenn du etwas weißt, womit ich ihr dienen kann, so laß es uns wissen. Aber du ziehe dich zurück. Es ist zu spät, um zu helfen. Sie muß ihr Schicksal tragen. Für heute genug. Leb wohl, Töchterchen.

Conrad Steffen.

Jorinde lag still da, als sie die beiden Briefe gelesen hatte. Es mußte schlimm sein, solche Liebesgeschichten zu erleben. Der Verachtung ausgefetzt zu sein, oder der Mißachtung, vielleicht nur einem Klüßtern: Du, das ist May Seemann, die . . . Ausgestoßen zu sein, haben Große nicht ertragen. Nicht einmal Dante konnte im Exil leben. Er hielt es nicht aus. Was aber geht es eigentlich die Leute an? Sie helfen May ja nicht. Was brauchen sie sie da zu verurteilen? Wissen denn die Leute nicht, wie schwer es sein muß, jemand zu verlieren, den man liebt? May muß nun doch diesen Engelbrecht lassen — wie können Eltern einem Sohn einen solchen Namen geben, ehe sie wissen, ob es ein Engel oder ein Schuft wird?

Er ist ja verheiratet, und bei uns ist es nicht erlaubt, mehr als eine Frau zu haben. Es wäre komisch, wenn man zum Beispiel sagen würde: Da kommt der Doktor Steffen mit seinen vier Frauen. Und bei den Wilden kommt es nicht darauf an, ob sie zwei oder zwanzig haben; die Kleider kosten dort nicht viel. Ob man, wenn man zahm geworden ist, wie bei uns, nur noch eine Frau haben will? Ich weiß ja ganz gut, daß mancher, wenn auch nicht miteinander, doch hintereinander verschiedene Frauen hatte. So dumm bin ich nicht mehr, wir wissen alle ganz gut Bescheid. Aber Bescheid wissen, schadet gar nichts. Im Gegenteil, man ist auf seiner Hut. Ich begreife ja wirklich May nicht. Abgesehen von allem, war ihre Wahl genügend geschmacklos! Allein vor diesem Scheusal von Namen wäre ich ausgerissen. Es gibt viele schöne Männernamen. Ulrich zum Beispiel, und Andreas. Konrad, wie der Papa, nein, das ist schon nicht mehr . . . aber dieser Engelbrecht! Ich sehe ihn noch mit seinen gekräuselten Haaren und seiner Krauwatte, die er zu den Strümpfen ausgesucht. Und dann hatte er alle Augenblicke Fremdwörter auf der Zunge, und streute sie wie Rosinen in einem englischen Kuchen. Aber sie sind darauf hereingefallen, nicht nur die May.

Wenn ich an die beiden Zumbrunn denke — denn auch Ulrich hat seine Meriten, wie sie in „Kabale und Liebe“ sagen, ja, das hat er. Und ich weiß nicht warum ich öfters an den Andreas denke, und an seine Stimme, als an Ulrich. Schön — was schön ist bei einem Mann — sind sie beide. Aber lieber will ich gar nicht an Männer denken, denn man wandelt ja an einem Abgrund, wenn man den falschen trifft.

Aber hat man denn nicht ein Gefühl, das einem warnt? Doch, natürlich. Ich will wetten, ich falle nicht hinein und der Perkeo kann ganz ruhig sein. Der kennt mich doch, wie kann er mich . . . die ganze dumme Geschichte kommt daher, weil die Liebe blind macht. Das habe ich weiß Gott wie oft gehört. Dann müßte man klugerweise mit dem Verliebten warten, bis es etwas verdampft ist, Tee trinkt man ja auch nicht kochend.

Mich ärgert es, daß ich mir kein Tagebuch angeschafft habe. Man könnte nachher so schön lesen, was man so hin und her gedacht hat, und ob man Fortschritte machte. Und wenn man gestorben ist, so lesen es die Nachkommen mit Rührung. Allerdings kann man aufpassen, was man schreibt, denn so schwarz auf weiß, da gibt's nichts mehr wegzuleugnen. —

Jorinde nahm noch einmal Claudias Brief und las ihn bedächtig ein zweites Mal. Dann den von Perkeo. Ist zu beherzigen, sagte sie vor sich hin. Aber da lag noch einer, und den wagte sie nicht zu öffnen, und schob ihn immer wieder unter die leeren Umschläge. Es war der von May und war nicht lang: Jorinde, du hast mich verraten. Ich habe dir vertraut, und du hast mich kalten Blutes verraten. Vater holt mich. Engelbrecht wollte ihm nicht begegnen und ist fortgereift. Du hast zu wenig Geld geschickt, es langte nur für seine Reise, so mußte ich bleiben. Was man sonst von ihm sagt, ist Lug und Trug. Nun muß ich zurück in den Käfig. Du hast Vater auf unsere Spur geheßt, ich hoffe, dich nie mehr zu sehen. Deine unglückliche May.

Jorinde hielt Mays Brief lange in der Hand. Ob der Schmerz um einen Menschen verfliegt, wenn man seine Schlechtigkeit erkennt? Ich glaube nicht. Was für eine gefährliche Sache ist doch die Liebe. Eigentlich sollte man sich vor ihr hüten. Und sie fürchten.

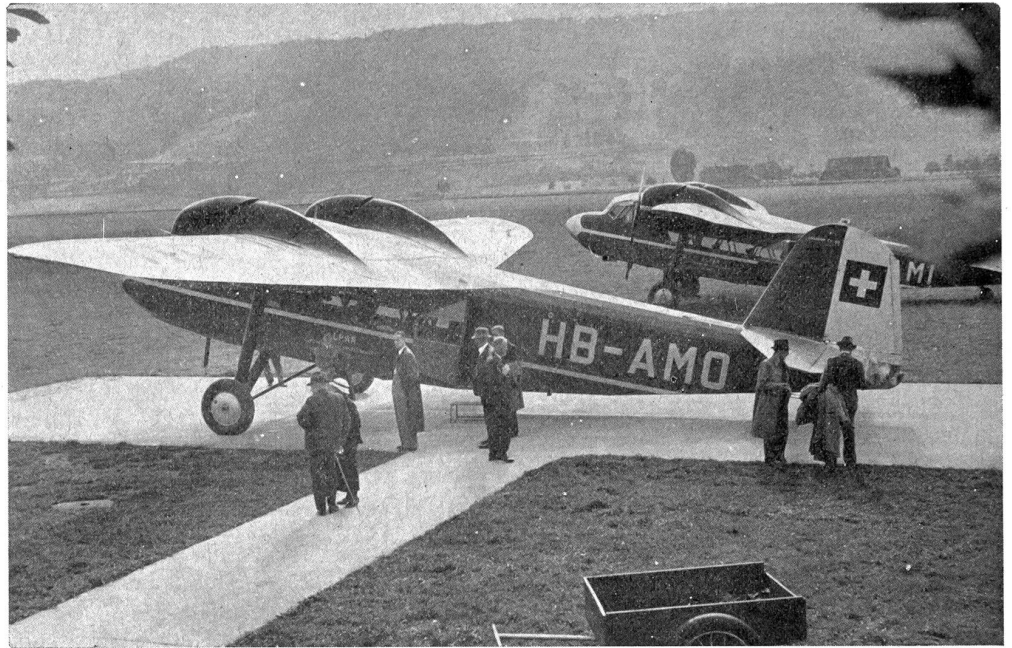
Der weisse Ball

Jorinde hatte eine ganze Reihe reizender und weniger reizender Märchentage erlebt. Sie war mit Anteilnahme und Sympathie von ihren Gastgebern empfangen worden und geschieden, oder hatte sie als Staunende hinter sich gelassen, denn einem jeden ist es nicht gegeben, zu etwas das ihm vollkommen gleichgültig ist, bejahend zu nicken. Und wo ist zum Beispiel der Besitzerin eines Gasthauses vorgeschrieben, sich für Märchen zu interessieren? Viel eher interessiert sie sich für die Erzählerin, und mancher braven Frau hatte man es nicht begreiflich machen können, daß hinter Landstraßenfahrten nicht ein kleiner Roman stecke. Sie hatten alle scharfe Augen, und standen auf der Wacht. Allein es gab nichts zu melden, Briefe kamen allerdings. Aber was wollen Briefe sagen? Es erschien auch einmal ein Herr, von dem einer, der in der Wirtstube saß und ihn sah, behauptete, es sei ein Zumbrunn gewesen, aber welchen von beiden, das sei ihm entgangen. Er kenne ihn gut. Es seien reiche Leute. Doch auch in diesem Falle wurde die Wirtin enttäuscht, denn die Unterredung, die Fräulein Steffen mit diesem Herrn hatte, ging im „Untern Stübli“ vor sich, und die Türe war offengelassen. Die Wirtin hatte gerade noch sehen können, wie der große und elegante Herr dem Fräulein die Hand gedrückt hatte und gegangen war. Die gute Frau seufzte, und dachte, daß es doch immer und ewig bei ihrem

Gewerbe daselbe sei, Arbeit von früh bis spät, und daß sich heutzutage nichts, aber auch gar nichts ereigne.

Nach mancherlei Kreuz- und Querreisen im Lande herum, war Jorinde nach Baldingen zurückgekommen. Sie wohnte wiederum bei Anna-Maria, und hatte ganze acht Tage Zeit, sich der warmen Zuneigung und Gaftfreundschaft des Geschwisterpaares zu erfreuen. So gerne nun auch die beiden Mädchen zusammen waren und emsig und viel plauderten, sehr viel näher kamen sie sich doch nicht. Nicht bis dahin, wo die andere hätte mitfühlen können, miterleben, oder auch nur mittraurig sein. So kam es, daß Jorinde nichts von dem vereinsamten Herzen der Anna-Maria wußte, und diese wiederum nichts von Mays Unglück und Jos Teilnahme daran, und nichts von den beiden Zumbrunn, die doch seit einiger Zeit einen ziemlichen Maß in Jos Gedankenwelt einnahmen. Ob auch in ihrer Gefühlswelt, das wußte Jo selbst nicht sicher. Dem sagte sie nicht „Gefühl“, wenn sie sich auf Andreas freute, und über Ulrichs Briefe, oder seinen Besuch, lachen mußte. Sie war ja absichtlich auf der Hut von Gefühlen. Um sicher zu sein, daß sie sich in der Wirkung der Verliebtheit nicht irre, las sie extra Goethes Sieben schläfer: Ein Mädchen konnt ihn fassen, da war der Tropf verlassen, fort Appetit und Schlaf... Und wenn das einem Schäfer geschah, so konnte es auch einer Schäferin geschehen. Hatte sie vielleicht keinen Appetit? Hunger hatte sie, ehe es Mittag läutete. Schließ sie schlecht? Keine Spur. Also. Sie hatte wirklich gar keine Lust, mit der Liebe Bekanntschaft zu machen. In der Schweiz sagen sie: Wyt vom Schütz git alti Chriegslüt! (Gut, daß man von den alten Schweizer Heldentaten wußte, dachte Jo, sonst hätte man sich leicht ein falsches Bild von den Kriegsleuten machen können.) Aber diesem einfachen Spruch wollte sie nacheifern, und sich mindestens hinter den Schützengräben halten. Auch kannte sie zum Glück noch ein Wort aus der französischen Schweiz, das ihrem Vorhaben Unterstützung lieh: Tenez-vous en embuscade... im Hinterhalt, im Versteckten, in der Verteidigung. Das war für sie das Richtige, denn, wenn man nicht kämpfen will, muß man sich eben an den Hinterhalt gewöhnen. Worin sie aber nicht recht tat, das war, daß sie auch ihre ausschwärmenden Gedanken verjagte, ihrer Erkenntnis keine Anerkennung zollte, oder gönnte, und also die Wahrheit nicht vordringen ließ. Sie sagte sich ganz einfach: Mir sind zwar die zwei ganz angenehm, beide gleich angenehm, auf beide freue ich mich, wenn ich weiß, daß sie kommen, beide finde ich sehr nett, und ob der eine kommt oder der andere, das macht bei mir keinen Unterschied.

Nur in der Sache mit May, da habe ich natürlich zuerst an Andreas gedacht, weil ich ihn besser kenne, und weil es mir schien, als ob er ein Geheimnis besser bewahren würde, als der Ulrich, denn es entspricht Andreas Wesensart. Ulrich würde ich unbedingt bei praktischen Dingen vorziehen. Und alles das zusammengerechnet, sagte sich Jo, guter Appetit, guter Schlaf, vollkommene Gleichheit in meiner Freundschaft, wohlverteilte Freuden-gefühle, alles das zeigt mir deutlich, daß bei mir keine



Der Linienverkehr auf den Flugstrecken der „Alpar“ hat am 1. Mai begonnen. Die Schnellflugzeuge der „Alpar“ anlässlich eines Zwischenhaltes auf dem Flugplatze Bern.

Rede von der gefährlichen Liebe sein kann. Zudem bin ich immer noch nicht achtzehn Jahre alt, und wenn auch die Louise Millerin erst sechzehn Jahre alt war, als sie den Ferdinand liebte, und Julia sogar erst vierzehn, so beweist das nichts, denn in Italien werden die Mädchen viel früher vierzehn als bei uns.

So stand Jorinde in Fragen der Liebe Anna-Maria gegenüber, die über „Liebe oder nicht Liebe“ überhaupt nicht nachdachte, denn bei ihr war sie als Siebenmonatskind geboren worden, und auch bald darnach gestorben, aus Mangel an richtiger Nahrung. Man konnte also sagen, wenn Anna-Maria und Jo zusammen waren, daß zwei Engel, oder doch wenigstens ein und ein halber, einander gegenüberstanden. Aber für beide kam in nicht allzuweiter Zeit der Augenblick, der sie in das Tal der Sterblichen herabführen sollte; und zwar geschah das folgendermaßen:

Im Pfarrhaus wurden zwei schöne, gedruckte Einladungen abgegeben, die eine für Fräulein Anna-Maria Koller, die andere für Fräulein Jorinde Steffen. Beide wurden eingeladen an dem weißen Ball, einem Sommerfastrachtsball, teilzunehmen. Er sollte im großen Saal des Casinos stattfinden, abends um halb neun. Anders als in selbstverfertigten Gewändern aus weißem Krepppapier durfte niemand erscheinen. Farbiger Zierat war erlaubt. Schuhe nach Belieben.

„Das ist einmal ein guter Einfall“, sagte Jo. „Eine ganze Woche haben wir Zeit unsere Kostüme zu verfertigen. Was wollen wir uns ausdenken? Ob die Zumbrunn auch kommen werden?“

„Die sind überall dabei, wenigstens der Ulrich. Der Andreas hält sich mehr zurück. (Aha, dachte Jo, tenez-vous en embuscade. Also der auch.) Aber ich kann doch nicht an einen solchen Ball gehen, Jorinde? Da passe ich doch nicht hin.“

„Ganz gut passest du. Du kannst ja als Krankenschwester gehen, oder als Nonne im weißen Gewand.“

„Ach Jo! Nein, wenn ich einmal gehe, will ich etwas anderes sein, als was ich so oft sein muß. Ich will ein schönes Kostüm haben.“

„Also, bis Mittag müssen wir wissen, was wir wollen“, erklärte Jo. „Dann gehen wir und kaufen den weißen Krepp.“

Und darauf fangen wir an, das ist einfach.“ Aber Jo hatte nicht mit den Hunderten von Eingeladenen gerechnet, die aus der Nähe und der Ferne kommen würden, denn die Bälle von Baldingen waren berühmt, und wer nicht mußte, blieb nicht zu Hause. Und nun gar ein Sommer-Maskenball! Aller weiße Krepp, der sich in dem Riesendorf aufhielt, aufgehalten hatte, war ausverkauft. Zwei Tage mußte man warten, dann war er wieder in Fülle vorhanden. Inzwischen konnte man ja Ideen sammeln, oder Muster zeichnen, wenn die Idee geboren war.

Die ganze Industrie weit im Lande herum war eingeladen, die gesamte Ärzteschaft mit ihren Damen, die Juristen, die bekannten Kaufleute, die Studenten, die ja von der Universität nicht weit nach Hause zu fahren hatten, alles, alles mochte kommen. Nur die Theologie war ausgeschlossen, und das war ihr freier Wille. Sie durften aber auf der breiten Galerie des Kasinoalles auf die andern herabsehen. Doch ihre Töchter sollten nicht fehlen. So war auch Anna-Maria, die man sonst nirgends sah, eingeladen worden.

Also mit dem Krepppapier war es für heute nichts. Auch die Bleistifte schwänden dahin, das farbige Papier steige im Preise und Radiergummi sei so viel verlangt worden, wie sonst in Jahren nicht. Wo zwei sich begegneten, sprach man vom weißen Ball. Jeder suchte hinter das Geheimnis des andern zu kommen. Keiner verriet sein eigenes. Die besten Freundinnen mieden einander, denn wie leicht konnte man sich beim Plaudern verraten.

Zwischen den Geschlechtern wurde hin- und hertelephoniert, ja telegraphiert, wie sonst nur in Zeiten allergrößter Feste. Oder bei Unglücksfällen (in der Liebe), und ein unhörbares Wispern flog über die roten Dächer Baldingens. Mütter saßen allein in ihren Zimmern, denn in den Mädchenstuben arbeiteten ihre Töchter und hatten den Riegel vorgeschoben, nähten, schnitten zu, probten, und in der Stadtbibliothek waren Werke über Sitten, Gebräuche, Kostüme überhaupt nicht mehr zu bekommen. Die Schneider und Schneiderinnen, die in dieser Epoche arbeitslos waren, beschloßen, wenigstens den Ball von der obern Galerie aus mitzumachen, um möglicherweise Humoristisches oder Pikantes für die Frühlingmaskenbälle zu erlaufen.

In Anna-Marias schneeweißem Stübchen — dem richtigen Ort, um sich für einen weißen Ball vorzubereiten — saßen Besitzerin und Gast und dachten nach. Sie waren noch immer nicht am Ende ihrer Beratungen angelangt. Die Parole war ausgegeben worden, die Dame und ihr Cavalier möchten gemeinsam ihre Kostüme wählen. Wer aber noch gar nicht wußte, wer der Partner sein würde? Wen noch gar niemand angefragt hatte, oder wer noch keine Antwort erhalten hatte? Weder Anna-Maria noch Jorinde waren ihrer Sache sicher. Noch war weder ein Brief, noch ein Besuch gekommen. Da hatten es die öffentlichen oder geheimen Liebespaare besser. Die wußten, was sie wollten. Die waren selig und benutzten jede Gelegenheit, um sich über das Kostüm zu beraten.

Je näher der Tag herankam, je lebendiger wurde es in den Straßen, wo hastig mit Paketen herumgelaufen wurde. An den Haustüren standen junge Herren und begehrten Einlaß. Und in den guten Stuben saßen sie und brachten ihr Anliegen vor. Junge Damen übten die Verbeugungen, die sie würden vollbringen müssen, und die Coiffeurläden waren überfüllt. Der helle Schein, den die Verliebten um den Kopf trugen, wurde heller und deutlicher, und mit dem Verbergen wurde es schwierig, denn der Schein verriet sie alsobald.

Fortsetzung folgt.

Pfingsten 1937

Die Natur steht im Brautschmuck; vom Wiesenrain leuchtet es gelb und weiß, im Dornhang blühen die Weilchen. Die Menschen aber sind friedlos und gedrückt wie damals, als die ersten Christengläubigen beisammensaßen und das Pfingstwunder erlebten.

Damals gärte es unter den Völkern, die das römische Joch trugen. Die Juden hatten eben den Messias gekreuzigt, den falschen und betrügerischen, wie sie meinten. Denn dieser Christus wollte das Volk von den nationalen Zielen des Judentums wegführen und für ein imaginäres Gottesreich verpflichten, bei dem vom Herrschertum der Juden nicht die Rede war. Und just an dieses Gottesreich glaubten die zu Pfingsten von damals Versammelten, an denen sich das Flammenwunder vollzog. Tausende ließen sich daraufhin taufen. Aber mehr noch waren der Zweifler und Spötter, die dem Geschehen jenes Tages verständnislos gegenüber standen. Die jammerten: was soll das werden! Oder spotteten: Sie sind wohl süßen Weines! Das Judentum beharrte in seiner nationalen Verstocktheit und ging daran zugrunde.

Auch heute sind die Völker rings um das Mittelmeer — nein, nicht nur die — sind alle Völker unwillige Jochträger. Alle hegen sie irgend eine Messias Hoffnung in sich. Die einen haben vom alten Judentum den Welt Herrschaftstraum übernommen. Sie — die Deutschen — entnehmen die Verheißung dazu aus einer konstruierten Rassenlehre. Die andern — die Italiener — glauben, den durch die Geschichte abgebrochenen Faden des alten römischen Imperiums wieder aufnehmen zu müssen. Die Japaner von gestern glaubten die Zeit gekommen zur Errichtung eines fernöstlichen Weltreiches unter ihrer Führung. Das heutige Japan ist dieser Zielsetzung gegenüber skeptisch geworden. Auch der sowjetrussische Weltrevolutionstraum ist ausgeträumt. Er hat einem realpolitischen Nationalismus Platz gemacht. Und eben hat in London das britische Imperium demonstrativ seinen Willen bekundet, stark und mächtig bleiben zu wollen. Eine Warnung an die Totengräber dieses Imperiums. Ob sie gehört wird?

Nationalismen und Imperialismen um und um! Aber auch — und vielleicht gerade deswegen — Sehnsucht der Völker und der Menschen nach Frieden. Dem wahren Frieden — nicht dem faulen, der jedem Kriege folgt. Nein, nach dem Frieden mit dem Mitmenschen, mit dem Nächsten und damit mit sich selbst. Daß dieser Friede nur möglich ist auf dem Wege des sozialen Ausgleiches, des gerechten Lohnes für die Arbeit, des gleichen Rechtes für alle, das ist die Erkenntnis, die heute jedem Denken den sich aufdrängt. Und auch die Erkenntnis drängt sich ihm auf — dem Pfingstgläubigen sei es mit Nachdruck gesagt —, daß wir nicht mit den Händen im Schoß auf den Pfingstgeist von oben warten dürfen. Auf die mystische Erneuerung und Befehrung der Menschen von innen her, die dann alle Friedensfragen von selbst lösen werde. Gewiß, es braucht diese Erneuerung und Befehrung für alle, die pessimistisch und mutlos das Weltgeschehen über sich ergehen lassen und den Glauben an die Vernunft und das Gute nicht mehr aufbringen können. Die vielmehr glauben, die Menschen seien grundsätzlich und verdorben und Europa sei mit seinen Völkern dem Untergang geweiht. Und die weiter glauben, man könne eine unbequeme Idee mit Gewalt unterdrücken und aus der Welt schaffen. Ihnen ist die Gläubigkeit und der Optimismus jenes kleinen Häufleins zu wünschen, das die Verheißung des Gottesreiches, in dem es weder Reiche noch Arme, weder Gewalt noch Unrecht gibt, zu den spätern Geschlechtern weiter trug trotz Verfolgung und Tod.

Gewiß, es braucht dieses Zurückgehen auf die Befinnung der Archisten, auf ihren unerschütterlichen Glauben an die Vaterliebe Gottes und an den Endsieg des Gottesreiches. Aber diese Erkenntnis entbindet nicht von der Pflicht, den Weg zu suchen, den die Völker zu gehen haben, wenn sie im Frieden